



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Unpolitische Briefe aus Wien : 1. Von der Universität.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Änderung in dieser Beziehung an? Was würden die englischen Liberalen dazu sagen, und erst die Radikalen, Gladstones Verbündete? Vorläufig hat unser Autor einen Trost von der Micawberschen Sorte bei der Hand. Wir brauchen uns auf jenen Fall, meint er, auf das Hauptheer der 200 000 hinter der Vorhut von 90 000 Russen nicht im voraus zu rüsten. „Es könnten in Rußland Ereignisse eintreten, welche es von seinen Plänen einer Eroberung in Asien ganz ablenkten. . . . Es könnte u. a. kommen, daß Rußland, wenn wir den greifbaren Beweis lieferten, daß wir entschlossen sind, es jetzt zu bekämpfen, uns niemals auf die Probe stellen würde, ob wir auch ebenso bereit sind, für 200 000 Verteidiger zu sorgen.“ Das Schicksal soll also in Indien für England gute Dienste thun, und Rußland soll sich vor dessen 60 000 Kotröcken und Sipoy's fürchten. Hier hofft der sonst verständige Engländer, wie gesagt, ungefähr wie sein Landsmann, der wackere Micawber.

Die Summe aller unsrer Mittheilungen ist, daß sich an den Ufern des Murgab und zwischen Merv und Herat weltgeschichtliche Ereignisse ankündigen, die, seit vielen Jahren gesät und in stetem Wachsen, bereits deutlich ihre Häupter am Horizont dieser Steppenländer zeigen und zuweilen ihre riesigen Schatten selbst bis nach Afghanistan hineinwerfen und bis nach Kalkutta und Bombay hinab Schrecken verbreiten. Bisher geglaubte Versicherungen überweiser Leute sind zerstoßen, man lächelt jetzt, wo man früher als Schwarzseher und thörichter Unglücksprophet verlacht wurde. Auch in England, sogar im dortigen Ministerium, hat man die Augen aufgethan und die nahende Gefahr zu erkennen angefangen, und wer noch ein Jahrzehnt vor sich hat, wird vermutlich in Ostasien Veränderungen der Landkarte erleben, die er nicht erwartet hat.



## Unpolitische Briefe aus Wien.

### I. Von der Universität.



solange unsre Universität in dem alten Gemäuer neben der Jesuitenkirche untergebracht war, trat sie nur äußerst selten in den Gesichtskreis des großen Publikums. Sie lag ja ganz abseits von den Hauptverkehrsadern der Stadt, und so gab es sehr viele Wiener, die überhaupt nicht wußten, wo denn die „Universität“ eigentlich sei. Weil man aber keine bestimmte Vorstellung mit diesem Worte verband, so interessirte man sich auch im allgemeinen wenig für Universitäts-

angelegenheiten, und wenn nicht von Zeit zu Zeit irgend ein Studentenrummel an die Existenz der Hochschule erinnert hätte, so würde man sie wohl völlig vergessen haben. Denn so ist das Leben der modernen Großstadt: was ihr nicht täglich vor Augen kommt, was nicht immer wieder recht fühlbar in ihre Interessensphäre eingreift, was keine Mode mitmacht oder nicht als Produkt der Mode erscheint, ist ihr gleichgiltig, wird ignorirt oder höchstens anstandshalber hie und da eines Blickes gewürdigt. Einigen Zeitungsblättern blieb es vorbehalten, interne Angelegenheiten der Universität bisweilen mit den Tagesfragen in Verbindung zu bringen und aus ihnen publizistisches Kapital zu schlagen.

Jetzt aber ist dies ganz anders geworden. Mit einemmale ist die Universität populär, ja man darf beinahe sagen, sie ist Mode: es sieht so aus, als besäßen wir sie jetzt erst. Diese Wandlung hat nur das neue Gebäude bewirkt. Auf einem der schönsten Plätze der Welt gelegen, der zugleich ein Hauptkreuzungspunkt städtischen und vorstädtischen Verkehrs ist, wird es bemerkt, muß es bemerkt werden. Nicht nur die Fremden treten des Sonntags, wo die Besichtigung der Innenräume gestattet ist, in das Gebäude ein; auch die Wiener, die so selten geneigt sind, zu bewundern, was sie besitzen — die z. B. von den Schätzen des Belvedere gemeiniglich gar keine oder nur eine sehr schwache Ahnung haben, kommen zu Besuch. Über den Bau selbst ist das Urtheil der Kenner keineswegs einig. Wenn Eitelberger in der vom österreichischen Museum vor einigen Monaten zum Andenken Ferstels herausgegebenen Festschrift namentlich die edle Harmonie desselben rühmt, wenn er meint, daß hier Etagenbau, Arkaden, Entwicklung der verschiedenen Räume, Vestibüle, Stiegenanlagen und Pavillons zu einem ganz eigenartigen Kunstwerk „vereinigt“ seien, so ließen sich dagegen andre Stimmen vernehmen, die behaupteten, nichts fehle dem Gebäude gerade so sehr als Einheit; die Linien des Mittelbaues fänden gar keine Fortsetzung in den Flügeln, die einzelnen Teile hätten überhaupt nur einen sehr losen Zusammenhang und das Ganze zerfalle vor dem Auge des aufmerksamen Beschauers in mehrere Gebäude, die miteinander eigentlich sehr wenig zu thun hätten.

Wie dem auch sei, in der Anerkennung des Treppenhauses, des Arkadenhofes und der Bibliothek sind doch schließlich alle einig, und das, was den Gesamteindruck des Baues etwa stört, ist doch nichts anderes als jenes Zeichen der Zeit, das allen ihren Schöpfungen mehr oder minder deutlich aufgedrückt ist. Und gerade in diesem Falle spiegelt ja die äußere Disharmonie auch nur eine innere wieder, an der nicht nur die Wiener Universität, sondern die moderne Hochschule überhaupt leidet.

Als selbständige Korporationen wurden die Universitäten gegründet, ihre Stiftungsbriefe lauteten so, und sie waren es ebenfogut wie die Zünfte. Der Kirche standen sie weit näher als dem Staate, der ihnen lange Zeit hindurch

oft nichts andres war als ein Schirmer, ein mehr oder weniger mäcenatischer Förderer. Nun aber nahmen die Ereignisse ihren Lauf, die Jahrhunderte veränderten Staatswesen und Gesellschaftsformen. Korporationen von solcher Machtfülle wollte man nicht mehr dulden, schon den Begriffen des angehenden siebzehnten Jahrhunderts widersprach dies. Und die Summe von geistiger Macht und Bildung, die ein Land besaß, sollte auch nicht mehr einer Institution zugute kommen, die sich mit dem Staate nicht deckte, die ihm oft genug feindlich gegenüberstand, deren Mittelpunkt nicht das Cabinet des Landesherrn, sondern die römische Kurie war. Konnte man aber Einrichtungen, an denen die hervorragendsten Männer, welche dem Staate gar oft durch ihre Gelehrsamkeit Glanz verliehen, teil hatten und die durch die Weihe der Kirche ehrwürdig geworden waren, ebenso schnell vernichten wie die alten Organisationen der Handwerker, konnte man über ihre Privilegien ebenso leicht zur Tagesordnung übergehen? Auf der andern Seite bedurfte der Staat, je mehr er sich von seiner mittelalterlichen Organisation entfernte, immer dringender eines Beamtenheeres, dessen Bildung er nicht Körperschaften anvertrauen konnte und wollte, welche ihre eignen Interessen hatten, die mit den seinigen nicht immer identisch waren. So galt es denn, die Universitäten umzuschaffen. Ein energischer Widerstand erhob sich da freilich: wer, der einer Gemeinschaft angehört, die seit Jahrhunderten mit Vorrechten ausgestattet ist, wird diese nicht gegen jeden Angriff verteidigen? Auch die Kirche wollte nicht ohne weiteres die Pflanzstätten eines Geistes, der ihr Bundesgenosse war, vernichten lassen. Und so entbrannte denn ein lebhafter Kampf zwischen Regierungen und Universitäten.

An der Wiener Hochschule trat der Gegensatz zwischen der alten autonomen Verfassung und den Tendenzen, die das neuere Staatswesen beherrschen, zur Zeit Maria Theresias zuerst grell und entschieden hervor. Einmal wurden die Privilegien, welche die Jesuiten an der Universität besaßen, aufgehoben, aus den Diplomen die Formel *auctoritate apostolica* entfernt. Dies waren Streiche, die der Staat gegen den überwiegenden kirchlichen Einfluß führte. Die Rechte der Korporation, der Gelehrtenzunft schmälerte er, indem er den Doktoren die Adelsvorrechte entzog, die sie bis dahin genossen hatten. So recht als Staatsanstalt behandelt erschien endlich die Hochschule durch die Verordnung über den Unterricht in der deutschen Sprache, indem hauptsächlich auf den Geschäfts- und Kanzleistil Rücksicht genommen werden sollte, damit die Beamten doch auch einmal richtig deutsch zu schreiben verstünden. Kaiser Josef schritt auf dem im Unterrichtswesen von seiner großen Mutter betretenen Wege sehr energisch fort: unter ihm wurde der eignen Gerichtsbarkeit der Universität ein Ende gemacht. Unzähligemale wurde dann wiederholt, daß sie nur dazu da sei, dem Staate tüchtige Seelforger, Richter, Beamte und Lehrer zu erziehen.

Am Beginn unsers Jahrhunderts trat dann freilich — wie überall in Europa, so auch in Oesterreich, ja hier ganz besonders — eine starke Reaktion

gegen die Tendenzen der Aufklärungszeit ein, die auch nicht ohne Einfluß auf die Stellung der Wiener Universität blieb. Aber man war doch weit davon entfernt, ganz in das vortheresianische Verhältnis zurückzutreten. Die Allgewalt des Staates auf allen Gebieten gesellschaftlichen Lebens war ja eine jener Er-rungenschaften der letzten Vergangenheit, die man deshalb nicht aufgeben mochte, weil auch die Revolution sie zu ihrem Dogma gemacht hatte. Man hütete sich nur, zu den noch erhaltenen Resten des Mittelalters in einen feindlichen Gegen-satz zu treten, wie man dies zwei Generationen hindurch gethan hatte. Die Universitäten sollten also ihren auf einem historischen, verbrieften Rechte be-ruhenden korporativen Charakter beibehalten, und auch der Kirche wurde wieder ein gut Teil des Einflusses zurückgegeben, den sie einst besessen hatte. Anderer-seits blieb aber doch die staatliche Bevormundung, die vor allem darauf achtete, daß bloß dasjenige gelehrt werde, was dem Staate, wie man ihn damals in Österreich auffaßte, nützlich sei: die Universität sollte nur Beamte heranziehen — die neue Wissenschaft schien, abgesehen davon, daß sie für gefährlich galt, von keinem praktischen Werte. So blieb es bis zu dem Jahre 1848, das auch der Hochschule verschiedne vorübergehende Umwälzungen brachte. Aber auch nach Wiederherstellung der Ordnung kehrte sie nicht ganz in den alten Zustand zurück. Graf Leo Thun, dessen Thätigkeit als Unterrichtsminister neulich von G. Wolf\*) besser gewürdigt worden ist, als es Walter Rogge in seinem ten-denziösen „Österreich von Villagos bis zur Gegenwart“ gethan hatte, öffnete der früher so gefürchteten Wissenschaft die Thore, Berufungen aus dem Aus-lande mußten aushelfen, wo das Inland im Stiche ließ, die Freiheit der Lehre und des Lernens wurde schon damals — ein Dezennium vor dem Beginne der konstitutionellen Ära — erklärt. Aber an die innere Verfassung der Universität wagte man sich nicht. Es blieb der geistliche Kanzler, Katholiken konnten nicht zu Doktoren utriusque juris, bloß zu Doktoren juris civilis promovirt werden, das Lehramt der Geschichte sollte nur einem Katholiken anvertraut werden, in dem Doktoreide gelobte man dem Rektor die obedientia und versprach die Privilegien der Universität jederzeit zu beschützen. Die Verwaltung der Hochschule blieb geteilt zwischen den Professoren und den Doktorenkollegien, welche das Recht ihres Bestehens nur aus dem Stiftungsbriefe herleiteten, der die Universität eben nur als einen Verein gelehrter Männer auf-faßte, in welchem das Lehren zwar nicht Neben Zweck, aber doch nicht aus-schließlicher Zweck sei. In den sechziger Jahren begannen aber die Professoren die Rechte dieser Kollegien zu bestreiten und die Notwendigkeit oder Nützlichkeit derselben zu leugnen: sie plädirten für ihre Auflösung. Nach langem Kampfe entschied die Regierung im Sinne der Professoren: die Universität sollte nichts

\*) In dem Buche „Zur Geschichte der Wiener Universität,“ Wien, 1883, dem wir hier in den historischen Details folgen.

andres sein als eine Lehranstalt. Zugleich (1873) wurde ihr der katholische Charakter genommen, die Kanzlerwürde aufgehoben und nicht lange darauf wurde ein Protestant — der Physiologe Ernst Brücke 1879/80 — mit den Rektoratsinsignien geschmückt. Aller Zwiespalt ist aber damit nicht beseitigt. In den Kanzleien am Minoritenplatz arbeitet man noch heute daran, die Überreste eines abgestorbenen Organismus wegzuräumen und an dem, was neu geschaffen worden ist, zu bessern. Die Tendenz, die Universität in eine vorzüglich dem Staate dienende Institution umzuwandeln, tritt dabei oft genug dem Selbstbewußtsein der modernen Wissenschaft, die ihren Zweck in sich selbst finden will, feindlich entgegen, aber das Dogma von dem Werte des Wissens an sich ohne jede Beziehung zum Leben verliert doch in der Gesellschaft immer mehr an Boden, und die Sympathien derselben gehören in dieser Angelegenheit jedenfalls dem Staate.

Betrachtet man das Verhältnis der einzelnen Fakultäten zu einander, so wird man zwar nicht gerade wiederum auf einen Gegensatz stoßen, aber von einer innern Übereinstimmung, von einer Identität der Ziele wird man doch auch sehr wenig entdecken. Es sind eben vier Lehranstalten, vier Akademien da, die durch gewisse gemeinsame Besitztümer miteinander verbunden sind, aber im Grunde sehr wenig mit einander gemein haben. Denn widerspricht zum Beispiel nicht gar vieles, was auf den weltlichen Fakultäten gelehrt wird, geradezu dem, was die theologische Fakultät dozirt? Diese letztere ist übrigens auch äußerlich so viel als möglich von ihren Schwestern abgeschlossen: ihre Hörsäle liegen abseits von den übrigen, ihre Korridore dürfen von den Studenten der andern Fakultäten kaum betreten werden, die Theologen selbst verkehren fast nur unter sich und erscheinen selbst bei großen Universitätsfestlichkeiten nur dann, wenn der Rektor gerade ein Geistlicher ist; auch dann aber vermeiden sie die Berührung mit den Weltlichen und bilden isolirte Gruppen. Zu ihren Prüfungen entsendet der Staat keinen Kommissar, nur das Resultat wird der Statthalterei vorgelegt, das Doktorat kann nur der erlangen, der zum mindesten Subdiakon ist, sich also an den geistlichen Stand bereits gebunden hat. Bei den Promotionen intervenirt der Dekan, wenn der Rektor einer weltlichen Fakultät angehört. Die Mehrzahl der Hörer gehört übrigens den Seminarien — dem Stephaneum, dem Pazmaneum und dem rumänischen Priesterseminar — an, ihre Kollegiangelder werden denn auch von diesen Instituten bezahlt, und nur selten begegnet einem ein Theologe in den Räumen der Duästur. Wissenschaftliche Thätigkeit wird von der jungen Generation sehr wenig entwickelt, die Doktoren der Theologie sind selten genug. Übrigens gilt schon der, welcher die Universität absolvirt hat, für sehr gelehrt, da ein großer Teil der österreichischen Priesterschaft sich aus den Diözesananstalten rekrutirt, in welchen auch Nichtgraduirte zum Lehramt zugelassen werden. Außerdem haben manche Klöster — wie St. Florian — ebenfalls ihre eignen theologischen

Schulen. Von den Professoren der Wiener theologischen Fakultät genießen einige eines bedeutenden wissenschaftlichen Rufes. Vor allem der humane und geistvolle Karl Werner, der durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der mittelalterlichen Philosophie rühmlich bekannt ist; dann Hermann Zschokke, der jetzige Rektor, einer strengeren Richtung angehörig, doch maßvoll im Auftreten und seit Dezennien als Exeget und Bibelhistoriker anerkannt; endlich Laurin, der Kirchenrechtslehrer, durchaus orthodox und seiner Zeit als Kandidat für den erledigten Budweiser Bischofsitz genannt. Anselm Ricker, Professor der Pastoraltheologie, ein Schottenpriester, hat auch als Rektor die Sympathien der Studentenschaft im höchsten Grade zu erwerben gewußt. Neumann endlich zieht unter seinen Hörern auch zahlreiche Philologen und dürfte überhaupt neben David H. Müller der hervorragendste Vertreter semitischer Sprachwissenschaft in Österreich sein.

Die juristische Fakultät — so wollen wir sie nennen, anstatt mit der in Wien üblichen Bezeichnung „juridisch“\*) — ist thatsächlich in eine Fachschule umgewandelt worden, die für die Ausbildung der Beamten und Richter zu sorgen hat. Man kann aber getrost behaupten, daß kein Student der Welt so wenig studirt wie der Wiener Jurist. Die Hörsäle stehen fast alle leer, wenn es nicht gerade irgendeinen Skandal auszuführen giebt; höchstens daß die Vorlesungen über Institutionen des römischen Rechtes bei Professor Exner und die des berühmten Lorenz von Stein über Nationalökonomie und Verwaltungslehre hie und da besucht werden. Den meisten Studenten dieser Fakultät scheint es hinreichend, die letzten Monate vor den Staatsprüfungen aus Büchern und lithographirten Vorlesungen das Allernotwendigste „zusammenzukeilen.“ Die Abtheilung des großen Lesesaals der Bibliothek, welche den Juristen reservirt ist, zeigt ebenfalls nicht die Frequenz, welche man nach der numerischen Stärke der Fakultät erwarten sollte.\*\*) Am übelsten ist es aber wohl mit der historischen Bildung unsrer Juristen bestellt, da die Geschichte keinen Prüfungsgegenstand, weder bei Staatsprüfungen noch bei „Rigorozen,“ bildet, die obligaten Vorlesungen über österreichische und allgemeine Geschichte aber am allerwenigsten besucht werden. Schon vor dreißig Jahren hat Graf Leo Thun auf die Gefahr hingewiesen, die in einem solchen Bildungsmangel liege: eine Geringschätzung des historisch Gegebenen, der Tradition in Staat und Gesellschaft muß daraus erwachsen. Die freilich, die später in den Staatsdienst treten,

\*) In der Form „juridisch“, die neuerdings auch in Norddeutschland um sich greift, geht ja gerade die Hauptsache verloren. Die Form ist gebildet nach den lateinischen Adjektiven auf -icus. Nur schade, daß juridicus nicht von einem Substantivum juris, juridis mit der Endung -icus, sondern aus jus und dicere gebildet ist, in der Form „juridisch“ also die höchst wichtige zweite Hälfte des Wortes thatsächlich bis auf den Buchstaben d geschwunden ist. Wenn sich doch die deutschen Juristen dieses thörichte Wort wieder abgewöhnen wollten!

\*\*) Im Sommer 1884 waren in der juristischen Fakultät 1874 ordentliche Hörer inskribirt.

werden vielleicht durch die hergebrachten Formen, welche sie da antreffen, von einer solchen Geringschätzung bald wieder geheilt, aber die andern, die sich der Advokatur und dem Notariat zuwenden, finden in ihrem künftigen Berufe nichts, was der auf der Schule angenommenen Richtung entgegenwirken könnte. Dies ist nicht bloß heute so: in allen Revolutionen haben die Advokaten und Notare eine bedeutende Rolle gespielt, und aus ihrem Berufskreise rekrutiren sich auch vornehmlich die extremen Parteien in den Vertretungskörpern aller Nationen.

Wenn aber dem Wiener Juristen wissenschaftliche Bestrebungen oder auch nur ein etwas tiefergehendes Studium seines Faches gewöhnlich fern liegen, so repräsentirt er vor allem die Studentenschaft nach außen, dem Publikum gegenüber. In den Vereinen, den Burschenschaften, den Ballkomitees dominirt der Jurist; gilt es eine Demonstration zu veranstalten, einen Kranz auf ein Grab zu legen, einen Jubilar zu beglückwünschen, einen Kommerz zu arrangiren, immer wird der Jurist in erster Linie dabei beteiligt sein, er ist der Faiseur, der Redner, der Politiker, der Führer der Studentenschaft; er, der in der Regel am wenigsten studirt, hier erscheint er als der Student *κατ' ἐξοχήν*.

Das Professorenkollegium der juristischen Fakultät zählt unter seinen Mitgliedern Männer von europäischem Ruf. Wir gedachten schon des geistvollen und redegewandten Lorenz von Stein, der heute, da Exminister Unger nicht lebt, wohl der einzige ist, dem es gelingt, bisweilen auch einen großen Saal mit aufmerksamen Zuhörern zu füllen. Sein Vortrag ist weit entfernt, pathetisch zu sein; ein großer schlanker Mann von eleganten Allüren und so jüngerhafter Beweglichkeit, daß ihm wohl niemand seine siebenzig Jahre ansieht — diskutirt Stein vielmehr auf dem Katheder mit sich selbst, und diese Diskussion steigert sich im Verlaufe der Vorlesung zu wahrhaft dramatischen Effekten. Dabei sind aber die Anforderungen, die Stein an sein Publikum stellt, nicht etwa gering, er liebt abstrakte Wendungen und seltsame Bilder, überrascht gern mit paradoxen Aperçus. Friedrich Maassen, so bedeutend als Kirchenrechtslehrer und Kirchenhistoriker, versteht als akademischer Lehrer kaum zu fesseln oder anzuregen. Nur wenn er von momentaner Erregung hingerissen wird — was selten geschieht —, macht er Eindruck auf seine Zuhörer. Professor Siegel, der deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, sowie deutsches Privatrecht vorträgt, imponirt durch stattliches Auftreten, ein sonores Organ und einen getragenen Ton, der bisweilen geradezu an Deklamation streift. Am meisten bringt er sich bei feierlichen Gelegenheiten zur Geltung, so im Herbst 1879, wo er als scheidender Rektor den Bericht über das abgelaufene Studienjahr gab. Auch versteht er es wohl, in kritische Situationen energisch einzugreifen und sie befriedigend zu lösen: auf einem Kommerz, der infolge der aufeinanderstoßenden Gegensätze zwischen Burschenschaften und Korps in einen Tumult auszuarten drohte, ergriff er selbst den Schläger des Präses und kommandirte mit Donnerstimme *Silentium*, und wirklich gelang es ihm, den heraufziehenden Sturm zu be-

schwören. Er gehörte zu den wenigen Professoren der juristischen Fakultät, welche die im Juni 1883 gegen den Rektor Maafsen wegen seiner Haltung im Landtage gerichtete Adresse nicht unterschrieb, wie er denn überhaupt nicht zu den politisch prononcirten Persönlichkeiten der Hochschule zählt. Er ist zugleich beständiger Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften, ein Amt, das ihm ebenfalls Gelegenheit giebt, bei bedeutenden Anlässen aufs würdigste zu repräsentiren.

Es kann uns hier natürlich nicht einfallen, Urtheile über die Thätigkeit der einzelnen Professoren abzugeben, wir können höchstens über ihre Lehrthätigkeit und ihr Ansehen flüchtig berichten. Als anregender, verständiger Lehrer muß namentlich Exner genannt werden — unter den Studenten eine äußerst populäre Persönlichkeit. Dantscher von Kollersberg, Lehrer des Staatsrechts, weiß bei streng konservativer, ja reaktionärer Gesinnung, die er sogar im Salon gern zur Schau trägt, durch Persönlichkeit und Vortrag einen wenn auch bescheidenen Kreis von Zuhörern zu fesseln. Inama-Sternegg, der sich durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der älteren Wirtschaftsgeschichte einen Namen gemacht hat, gehört erst seit wenigen Jahren unsrer Hochschule an und ist unter den Studenten verhältnismäßig wenig bekannt. Demelius dagegen, gleichfalls vor kurzem an unsre Universität berufen, erfreut sich großer Beliebtheit und hat schon öfters Gelegenheit gehabt, sich vermittelnd und mäßigend zu betheiligen. Über den engen Kreis der Fakultät hinaus wird noch Wahlbergs, des Strafrechtslehrers, Name mit Anerkennung genannt. Auch einen praktischen Politiker giebt es unter den juristischen Professoren: Wenzel Lustkandl, den der Verfassungspartei angehörigen Reichsratsabgeordneten. Die Ausführungen, die wir ihn auf der Rednerbühne des Parlaments haben machen hören, sind ziemlich sachlich gehalten und entbehren der unfruchtbaren Deklamationen gegen das Ministerium, in denen sich die Linke sonst so gern ergeht. Freilich geht Lustkandl die Gabe der Rede vollständig ab, und er verfehlt daher niemals, sein Auditorium, sowohl auf der Universität wie im Reichsrat, bis zur Verzweiflung zu langweilen, wie gehaltvoll auch das bisweilen sein mag, was er vorbringt.

Auch die medizinische Fakultät ist ganz zur Fachschule geworden, und die Lernfreiheit ist in ihr ebenso sehr beschränkt wie in der juristischen. Die Koryphäen des Faches halten sich von den akademischen Ämtern fern, sowohl Bamberger wie Willroth sollen vor zwei Jahren die Wahl zum Rektor abgelehnt haben. Dies war allerdings nicht immer so, Oppolzer hat es seinerzeit nicht verschmäht, den Titel „Magnificenz“ zu tragen. Die Hörer der Medizin rekrutiren sich vorzüglich aus den Ländern der ungarischen Krone und sind nur selten katholischer Religion. Das Glend, das mitunter gerade unter diesen Studenten herrscht, hat Professor Willroth vor ungefähr acht Jahren zu einer Broschüre veranlaßt, in der er sich gegen den Zubrang Mittelloser zu den Studien, namentlich den medizinischen, aussprach und vor der Gefahr warnte,

die in der Ausbildung eines „wissenschaftlichen Proletariats“ unzweifelhaft liegt. An demselben Übelstande krankt übrigens in nicht geringem Grade die philosophische Fakultät, an der aber doch das Studium nicht so kostspielig und langwierig ist wie an der medizinischen, auch die Beschäftigung mit Privatunterricht weniger störend in den Studiengang eingreift. Allerdings hängt mit der Armut der Hörer aus der philosophischen Fakultät wiederum das ziemlich geringe Ansehen zusammen, denen sich die Mittelschullehrer im allgemeinen erfreuen, da der arme Staat nicht in der Lage ist, sie in einer würdigen Weise zu bezahlen, und also jeder, der diesem Stande angehört und nicht zufällig eine gute Partie macht, gesellschaftlich tot ist. Dazu kommt, daß ihnen Bildung — im eigentlichen Sinne, nicht gelehrtes Wissen — gewöhnlich fehlt, ja oft genug selbst feinere Lebensformen, was freilich nur selten eigne Schuld ist, sondern durch den Druck der äußern Verhältnisse herbeigeführt wird. Die Autorität in den Schulen erleidet so in Oesterreich gar manchen harten Stoß, denn bei dem Selbstgefühl und dem kritischen Blick für die äußeren Schwächen andrer, den die Jugend gerade in den „Flegeljahren“ so häufig besitzt, genügt nicht das Wissen allein, um ihr zu imponiren; der Lehrer muß in jeder Beziehung auf der Höhe der Bildung erscheinen, auch Takt und gute Manieren besitzen, und dies erwerben zu können, ist dem weitaus größern Teile unsers Lehrerstandes niemals möglich gewesen.

In der philosophischen Fakultät tritt zwar das Brotstudium ebenso dominirend hervor wie an den beiden andern weltlichen Fakultäten, aber es hat doch freiere Bewegung, auch sorgen wissenschaftliche Institute für die Pflege des eigentlichen Gelehrtenstudiums. Freilich kann man diesen Instituten einen Vorwurf machen: sie legen sich zu sehr auf die Ausbildung von Privatdozenten. Obwohl es deren fast in allen Fächern giebt, so ermuntern doch die Professoren so ziemlich jeden, der Fleiß und Neigung zu rein wissenschaftlicher Beschäftigung und Abneigung gegen den Beruf eines Gymnasiallehrers zur Schau trägt, die akademische Karriere zu ergreifen, während sie doch die sorgsamste Auswahl treffen und — wo nicht ein ganz hervorragendes Talent zu erkennen ist — eher davon abschrecken sollten. Denn von einem Mangel an akademischen Lehrern kann im allgemeinen in dieser Fakultät auf lange Jahre hinaus nicht die Rede sein, im Gegenteil, es ist Überproduktion zu befürchten.

Die Lehrkräfte der philosophischen Fakultät können sich zwar in den meisten Disziplinen nicht mit denen von Berlin oder auch von Leipzig und München messen, aber Männer wie Sichel, Büdinger, Lorenz, Claus, Doppolzer, Wiesner, Eitelberger, Miklosich, Gomperz, Mussafia, Schmidt, Bühler und andre würden jeder Hochschule zur Zierde gereichen. Wir müssen darauf verzichten, sie alle als akademische Lehrer zu charakterisiren, und wenden uns nur noch für einige Augenblicke einem von ihnen zu, den Wien leider nicht mehr lange besitzen dürfte. Es ist Ottokar Lorenz, der vor Jahresfrist durch sein Auftreten in der Maassen-Affaire

viel von sich reden gemacht hat. Die Popularität bei den Studenten, die er bis dahin in hohem Maße genoß, verlor er damals mit einem Schlage und von den Blättern der Opposition wurde er als ein Abtrünniger verfehmt.

Lorenz ist im Jahre 1832 zu Iglau geboren und gehört seit 1856 unserer Universität als Lehrer an. Die erste historische Arbeit, die er veröffentlichte, behandelt ein Thema der alten Geschichte. Sehr bald wandte er sich aber von dem Studium des Altertums ab und den neueren Zeiten zu. Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen erregte er zuerst durch die Schrift „Josef II. und die bürgerliche Revolution.“ Seine Unabhängigkeit, die sich durch kein Dogma, wie modern es auch sein mag, beschränken läßt, tritt schon hier bedeutend hervor. Josef II. war von der liberalen Partei in Österreich längst als eine Art Schutzheiliger ausgerufen worden, und es war in ihren Augen Kezerei, diesem großen Monarchen nicht alle die Eigenschaften zuzuschreiben, die dem Ideal entsprachen, welches sie sich einmal von dem Fürsten gebildet hatten. Nun kam Lorenz und bewies, wie despotisch Josef wenigstens in einem Falle verfahren sei, ja er stand nicht an, ihn mit Philipp II. zu vergleichen, indem er den Unterschied der Mittel, welche die beiden gebrauchten, um ihre Ziele zu erreichen, nur auf Rechnung der verschiedenen Zeitalter setzte. Aber noch mehr, Lorenz trat auch für die vielgeschmähten österreichischen Aristokraten der josephinischen Zeit ein, die sich nach der allgemeinen Ansicht den edeln Reformplänen des Kaisers so oft hemmend entgegengestellt hatten. Er betonte, daß der österreichische Adel der damaligen Zeit garnicht reformfeindlich, sondern im Gegenteil von den Ideen der Zeit so gut erfüllt gewesen sei wie das Staatsoberhaupt selbst; nur habe die Realisirung dieser Ideen nicht ohne sie geschehen sollen; sie wollten dabei mitwirken, man sollte sich mit ihnen abfinden, nicht über sie, ihre Rechte und Verdienste zur Tagesordnung übergehen.

Ein österreichischer Dichter, Alexander Gigl, dessen größter Schmerz es gewesen ist, nicht in Wurzbachs Lexikon aufgenommen worden zu sein, und der hie und da auch im historischen Fache dilettirte, veröffentlichte damals eine Gegenschrift, die wenig Eindruck machte. Größeres Aufsehen erregte Michel Etienne's, des verstorbenen Chefredakteurs der Neuen Freien Presse, fast leidenschaftliche Zurechtweisung von Lorenz' Häresie gegenüber dem modernen liberalen Dogma, und es dauerte mehrere Jahre, bis Lorenz sich wieder in ein leidliches Verhältnis zu dem tonangebenden Journal der Kaiserstadt gesetzt hatte. Dazu mochte auch beitragen, daß er sich nach einem verunglückten Versuch, in Klosterneuburg gewählt zu werden, von der Tagespolitik ganz zurückzog, es auch aufgab, in Zeitungsblättern anderswo als „unterhalb des Striches“ zu erscheinen. Die Schriften aber, die er in den nächsten Jahren herausgab, und die Feuilletons, die er schrieb, mochten durch ihren freimütigen Ton, in welchem er über Kaiser und Könige, Päpste und Bischöfe sprach, die Männer des Tages immerhin glauben mochten, daß er ganz und gar der ihrige sei, und so war die Episode

von 1862 bald vergessen. Die gelehrten Arbeiten, die er nun über das spätere Mittelalter folgen ließ — die „Duellkunde“ und die „Deutsche Geschichte im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert,“ die leider unvollendet geblieben ist —, haben allgemeine Anerkennung in Fachkreisen gefunden und das Ansehen Lorenzens auf die Dauer gesichert. Will man aber recht in die Sinnesart des Mannes eindringen, so muß man seine „Drei Bücher Geschichte und Politik“ aufschlagen und es sich nicht verdrießen lassen, in den Akademieschriften die Rede aufzusuchen, die er im Jahre 1877 zur Erinnerung an Friedrich Christoph Schlosser gehalten hat. \*) Hier wie dort sind durchaus „aktuelle“ Fragen berührt, und wenn der Fachmann, der alles geringschätzt, was nicht „neuen Duellen“ entnommen ist, für diese köstlichen Blätter nur ein Achselzucken oder eine zweifelhafte Anerkennung hat, so kann sich Lorenz darüber trösten, denn jeder, der dem öffentlichen Leben unsrer Zeit nur einigen Anteil entgegenbringt, wird sie zu schätzen und dankbar zu genießen wissen. Es sind keine Essays im Sinne derjenigen Macaulays, denn Lorenz vertritt in seinen historischen Schriften niemals eine bestimmte politische Tendenz. Aber dadurch unterscheidet er sich von der großen Mehrzahl seiner Berufsgenossen, daß er sich nicht daran genügen läßt, geschichtliche Fakten festzustellen, sondern daß er zu einem Urteil über den Wert der politischen Bestrebungen jedes Zeitalters zu gelangen sucht. Daß dies zu erreichen kein leichtes Ding sei, weil es sich vor allem darum handelt, den richtigen Wertmesser festzustellen, giebt er zu, und er beansprucht auch durchaus nicht, in jedem Falle zu einem Resultat gelangt zu sein. Aber er hat doch unendlich anregend auf eine Reihe von Schülern gewirkt, die sich nach seinem Beispiel von der antiquarischen Richtung der Geschichtschreibung abgewendet haben und denen es um das „Entscheidende in der Geschichte“ zu thun ist. In diesem Sinne hat Richard Mayr über Lessing geschrieben, und er ist dabei vielleicht in jugendlichem Ungestüm weiter gegangen, als es seinem Lehrer selbst heute geraten erscheint, in diesem Sinne hat derselbe Gelehrte über die geschichtsphilosophische Auffassung der Neuzeit ein wenig bemerktes, aber bei manchen Schwächen doch bedeutendes Buch veröffentlicht, in diesem Sinne endlich hat Fournier neulich erst ein scharfes, aber in der Hauptsache nur gerechtes Verdikt über Wertheimers „Geschichte von Osterreich-Ungarn im ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts“ ausgesprochen. In der Schrift über Schlosser insbesondere hat Lorenz das Programm der neuen Richtung verkündigt, die allerdings schon vorher von Sybel und Ficker in ihren Kontroversen über das deutsche Kaisertum praktisch anerkannt worden war und die auch Lorenz in den „Drei Büchern“ — namentlich in dem ersten „Staat und Kirche“ überschriebenen Teil — auf konkrete Fälle in mehr oder weniger gelungener Weise anzuwenden versucht hat. Schlossern, der den Wertmesser des

\*) 1878 auch im Separatabdruck erschienen.

politischen Lebens aus der Sittenlehre herübergenommen, kann Lorenz freilich nicht folgen, aber dies erkennt er doch im Gegensatz zu einer Schar hochmütiger Büchermenschen freudig an, daß Schloffer wenigstens nach einem Wertmesser gesucht hat. „Man hat zuweilen getadelt, ruft er aus, daß Schloffer sich über manche Personen oder Sachen zu verschiedenen Zeiten verschieden aussprach — sicherlich kann man darin nur einen Beweis erblicken, welche gewaltige Gährung den Urteilen des Mannes voranging und wie er immer bemüht war, den wahren Wert der Dinge zu erkennen. . . . Wie er von dem Schauplatze der Weltbegebenheiten in seinem ganzen und tiefsten Innern erfüllt und erschüttert war, fand er sich keinen Augenblick gleichgiltig und teilnahmslos; indem er sich in das Ereignis, um es verstehen und darstellen zu können, hineinlebte, empfand er sich überall als mitwirkender Geist.“ Mit leisem Spott spricht er von „jenen Glücklichen, welche sich jahrelanger friedlicher Beschäftigung mit der Geschichte erfreuten, denen aber niemals die Stunde geschlagen, in welcher sie unruhig nach den Werten des ganzen geschichtlichen Lebens der Staaten und Menschen ausblickten.“ Zu diesen aber gehört Lorenz ebensowenig wie Schloffer, und er hat als Lehrer sich redlich bemüht, daß die Zahl solcher „Glücklichen“ geringer werde. Denn darin sieht er auch die einzige Zukunftshoffnung der Geschichtswissenschaft, daß der vielbeschäftigte gebildete Mensch unsrer Tage sich von der „chronistisch-antiquarischen“ Historik mehr und mehr zurückziehe und vor dem Abgrunde eines den Geist ertötenden, unermesslich wichtigen Wissens schaudere.

Es giebt aber wohl keinen akademischen Lehrer, der von seinen Zuhörern sowohl als auch namentlich von der Studentenschaft im allgemeinen seit Jahren so konsequent mißverstanden worden ist wie Lorenz. Weil er es in den Vorlesungen liebte, sarkastische Bemerkungen über allerlei Personen und Verhältnisse der Gegenwart zu machen, weil er sogar einmal einen kleinen Konflikt mit der Regierung gehabt hatte, so nahm man bald alles, was er redete, als modern-liberale, deutsch-nationale Opposition auf und überhörte konsequent die Bemerkungen, übersah die Handlungen, die mit dieser Annahme garnicht in Einklang zu bringen waren. Andererseits wurde das harmloseste Wort, das er bei irgendeinem öffentlichen Anlasse sprach, im Parteisinne gedeutet, und wir erinnern uns noch wohl, wie seine Rektoratsrede, die von der Unzulässigkeit handelte, die Kategorien der aristotelischen Politik auf moderne Verhältnisse zu übertragen, Beifallstürme entfesselte, die ihn sichtlich überraschten. Davon, daß dieser Mann mit seinen Meinungen und Überzeugungen nicht so leicht auf eine jener einfachen Formeln zu bringen sei, mit denen unsre Tagespolitiker allein zu rechnen gewöhnt sind, hatten die wenigsten eine Ahnung, und die es wußten, fanden es in ihrem Interesse für passend, davon zu schweigen. Es war also ausgemacht, daß Lorenz der akademische Vertreter jenes leicht faßlichen, von der Jugend ohne viel Prüfung angenommenen Glaubensbekenntnisses sei, das unsre Oppositionsblätter — wie die „Neue Freie Presse,“ das „Neue Wiener

Tageblatt" und die „Deutsche Zeitung“ — seit Jahr und Tag mit mehr oder weniger Konsequenz, Geschick und Beredsamkeit verfolgen. Nun aber nahm er auf einmal für Maafsen Partei, der als Rektor der Universität Wien sich nicht gescheut hatte, im Landtage für die Errichtung einer tschechischen Schule in Wien einzutreten, der schon lange klerikale Anwandlungen zur Schau getragen hatte und überhaupt niemals ein Anhänger des landläufigen deutschen Liberalismus war. Kein Wunder, daß sich da die Einen vor Erstaunen nicht zu fassen wußten, die Parteipresse mit gut gespielter sittlicher Entrüstung über einen solchen Gesinnungswechsel aburteilte, die Organe der Regierung aber sofort ihren Vortheil wahrnahmen und Lorenz als den Ihrigen reklamierten. Und doch war er damit so wenig dieser geworden, als er jemals ganz jener gewesen war. Er hatte selbst die Adresse unterschrieben, in der die Professoren sich mit Maafsen nicht einverstanden erklärt hatten, nun aber gestand er vor den Studenten ein, dies sei ein Fehler gewesen, er hätte von dem Manne, mit dem er jahrelang in Freundschaft verbunden gelebt hatte, sich in einem so bedeutenden Moment nicht trennen sollen, denn es wäre doch schlimm, wenn der mutige Ausdruck innerer Überzeugung jemals verpönt würde. Setzt, wo Maafsen um eines solchen Ausdrucks willen von einer unreifen und mißleiteten Jugend verhöhnt und beleidigt werde, da könne er nicht länger schweigen.

Damit hatte nun Lorenz freilich nichts andres gethan, als daß er mit anerkennenswerthem Freimuth und ohne Rücksicht auf seine Popularität für einen vielgeschmähten Freund eingetreten war, über das Meritorische [? D. Red.] der Angelegenheit hatte er sich nicht geäußert. Doch genügte dies den Fanatikern der liberalen Partei, es entspann sich bald ein lebhaftes Für und Wider, und schließlich vernahm man doch auch Worte von Lorenz, die keinen Zweifel darüber ließen, daß ihm diese Partei und ihre Bestrebungen unendlich wenig bedeuteten. Dies legte er im Laufe des Jahres auch dadurch in ganz unzweideutiger Weise dar, daß er, der bisherige Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse,“ nun in den Spalten der regierungsfreundlichen alten „Presse“ erschien. Im Juni veröffentlichte er nämlich darin zwei Aufsätze über Oskar Medings „Memoiren für Zeitgeschichte.“ Obwohl er in diesen der Vorfälle des Winters mit keiner Silbe gedenkt, wird der aufmerksame Leser doch einige Nachklänge derselben herausfinden; so wenn Lorenz von dem „tragischen Konflikte zwischen Nationalgefühl und legitimem Rechtsbewußtsein“ spricht, in dem aber „die Entscheidung so wenig zweifelhaft sein könne, als zwischen einer leeren Phrase und einer vollen Mannespflicht.“ Auch unterläßt er es nicht, hier gelegentlich anzudeuten, wie sehr er in der Auffassung politischer Verhältnisse der Gegenwart ganz und gar von den landläufigen Doktrinen abweiche, er betont, daß es da „auf die persönlichen Gesinnungen der Machthaber und nicht auf fadenscheinige Theorien“ ankomme, und bezeichnet es als einen der größten politischen und historischen Irrtümer des vulgären Liberalismus, die streng dynastischen Fragen zu unterschätzen. Im

übrigen zeigt er sich auch hier als objektiver Historiker, der Österreich gegenüber den ungerechten Anschuldigungen des hannoverschen Anwaltes zwar in Schutz nimmt und es bedauert, daß die Regierung dies Geschäft nicht durch eine berufene Feder in eindringlicherer Weise habe verrichten lassen — der aber auch andererseits in der Haltung Kaiser Wilhelms im Jahre 1867 die „milde Festigkeit und Klarheit“ völlig anerkennt, die, wie er meint, wohl geeignet war, „für alle Zukunft auch den strengsten Partikularisten zu entwaffnen.“

Ein abschließendes Urteil über Lorenz als Historiker kann heute, da er noch im kräftigen Mannesalter steht, ebensowenig gegeben werden, als seine Individualität als Politiker in vollen Farben gezeichnet werden könnte. Nur soviel darf man getrost schon heute behaupten, daß er in der nachrankischen Generation von Geschichtschreibern eine der interessantesten Charakterfiguren ist. Unsrer Hochschule verliert sehr viel an ihm, aber auch der Staat. Denn wer könnte dem Staate größere Dienste erweisen als derjenige, der wie Lorenz die Wissenschaft dem Leben zu nähern trachtet? Unvergeßlich wird er vor allen auch seinen Schülern sein, die er aus dem engen Bezirk eines unfruchtbaren Bemühens immer wieder auf freiere Bahnen gewiesen hat.



## Die niederländische Genre- und Landschaftsmalerei.

Von Adolf Rosenberg.

### 5. Allegorie und Symbolik. — Allegorische Bilder Jan Brueghels. — Brueghel als Blumenmaler.



Die Vorliebe der Niederländer für allegorische und mythologische Schildereien hängt mit der außerordentlichen Verbreitung und Pflege zusammen, welche die humanistische Bildung und Gelehrsamkeit in dem katholischen wie in dem protestantischen Teile des Landes fanden. Man darf wohl behaupten, daß die neugewonnene klassische Kultur in keinem zweiten Lande Europas alle geistigen Rundgebungen und alle Lebensverhältnisse so tief durchdrang wie in den Niederlanden. Vornehm und Gering suchten eine Ehre darin, sich mit den feinsten Blüten klassischer Bildung zu schmücken. Nicht bloß Gelehrte, Ärzte, Juristen glänzten durch die Feinheit ihres lateinischen Stils, auch Künstler gaben sich die Mühe, wenigstens lateinische Briefe zu schreiben oder ihre Schöpfungen mit lateinischen Inschriften oder gar